

## Der Psalter als Lernort

VON

Stephan Weyer-Menkhoff

„Der Psalter ist eine rechte Schule, darinnen man den Glauben und gut Gewissen zu Gott lernt, übet und stärkt“ (39/588).<sup>1</sup> So ist zu lesen in Martin Luthers Schlusswort zum Deutschen Psalter von 1525. Der Psalter ist Lernort christlicher Religion, nicht die Lebenswelten, nicht das lernende Subjekt. Außerhalb subjektivitätstheoretischer Reflektion und abseits der Alltagswelt wird in der Muße der schulischen Heterotopie des Psalters der Glaube gelernt und die Rechtfertigung durch Übung gestärkt. Von einer Unverfügbarkeit des Rechtfertigungsglaubens ist hier keine Rede. Dies klingt für religionspädagogisch normierte Ohren so unerhört, dass es neugierig macht. Am Ort des Psalters gibt es etwas Ungewöhnliches zu lernen, wenn lernen nicht bedeuten soll, lediglich sattem Bekanntes zu repetieren.

Im nachmittäglichen Workshop der Jahrestagung des Arbeitskreises für Religionspädagogik wird das Lernangebot des Psalters angenommen. Es beginnt mit der Rezitation des Psalmes 27. Dieser Psalm war schon vor dem Workshop da; am Morgen war er durch die Andacht an den Ort und den Tag der Tagung gelangt. Lernorte sind dem Lernen stets voraus. Lernen ist ortsgebunden und damit gegenstandsorientiert.

An den vorgegebenen Ort des Psalters begibt sich der Workshop, indem er Psalm 27 rezitiert. Dieser Schritt ist einleuchtend, aber keineswegs im Modus klar. Wie wird ein Psalm rezitiert?

Zunächst liest jeder den photokopierten Text. Kritik wird nach dem Lesen geäußert. Psalmos hieße schließlich begleiteter Gesang und nicht stilles Lesen. Das Lesen verfehlt also den Psalm an seinem Ort im Psalter.

Ein Psalter ist ein Saiteninstrument von zehn Saiten. Wird die Sammlung von Psalmen Psalter genannt, so ist sie vor allem anderen als ein Instrument zur Erzeugung von geordneten Klängen bestimmt. 150 Töne hat der biblische Psalter. Jeder Psalm, der nicht Ton wird, ist verstimmt; ein Psalm, der nicht klingt, ist verspielt. Töne und nicht Texte sind die Psalmen im Psalter, und das Instrument will gespielt werden.

Das Lesen des Psalms zerstört seinen Ort, das Instrument des Psalters, negiert seinen Ton und reduziert ihn auf Schrift, macht ihn zum Text. Solche Zurichtung des Psalms scheint für den Unterricht besonders geeignet zu sein. Die Schule lehrt Lesen und Schreiben und lernt hinfort in Texten. Dem Lernort Schule wäre also eine Vertextung von Religion geschuldet. Auf diese Weise entsteht die schulspezifische Unterrichtsreligion, die ihren Existenzbereich ausschließlich am Lernort Schule hat. Im entsprechenden Religionsunterricht wird gelernt, was für das Lernen eingerichtet ist; es wird gelernt, was andere schon wissen; Wissen wird gewusst. Langeweile und Lebensunbedeutsamkeit sind dem Unterricht solcher Schulreligion inhärent.

Der didaktische Ausweg aus dieser gut gemeinten, das Lernen jedoch verheerenden vorgängigen Zurichtung des Lerngegenstandes ist die „gelebte Religion“. Dazu müssen andere Lernorte aufgesucht werden, die Schule muss sich bewegen. Der

---

<sup>1</sup>Luther, Münchener Ausgabe 6, 39 (WDtB 10 I, 588).

Workshop beschließt, sich entsprechend zu bewegen und rezitiert den Psalm 27 mit lauter Stimme. Zuerst spricht jeder nur einen Stichos, zwei Halbverse. Der Psalm läuft so die Reihe der Teilnehmer durch. Eine Menge Individualität wird laut: Männer- und Frauenstimmen, helle und dunkle, sonore und zarte, laute und leise, raumfüllende und zurückgezogene, artikulierte und undeutliche Stimmen erklingen im Raum. Einzeln wird gesprochen, aber der Psalm fügt die Töne zusammen. Alle sprechen zusammen den Psalm, obwohl immer nur einer etwas sagt. Der Psalm schafft Gemeinschaft, ohne Individualität auszulöschen. Der Lernort des Psalters verbindet Lernweg und Lerngegenstand: Die christliche Gemeinschaft, Integral christlicher Religion, wird am Lernort des Psalters didaktisch und eben gerade nicht gemeindepädagogisch oder verkirchlichend begangen.

Wer den Ort des Psalters begeht, der ist zugleich am Ort aller Heiligen; wer den Psalter lernt, bewegt sich in der *communio sanctorum*. Denn der Psalter ist, wie Luther in der Vorrede von 1528 schreibt, „eine kurze Bibel und Exempelbuch von der ganzen Christenheit“ (35/99). Der Psalter ersetzt nicht nur die Bibel, den bleibenden Grund christlicher Religion, sondern zeigt zugleich auch, wie die christliche Religion auf diesem Grund Figur wird. Im Psalter erscheint das Heilige auf spezifisch christliche Weise. Nach Augustin ist der Psalter das Stundenbuch Christi, der Ort der Selbstmitteilung Christi. Hier vertraut sich Christus seinem Vater im Himmel an; hier macht er sich zugleich und am selben Ort seiner eben dadurch erwählten Braut vertraut, der Gemeinschaft der Hörenden und Glaubenden. Der Psalter wird zur *vox Christi*. Die Begehung des Psalters wiederholt die Stimme Christi, rezitiert Christus, zitiert ihn an den im Begehen gegenwärtigen Ort.

Didaktisch kommt alles auf die Rezitation an. Der Psalter muss gespielt und der Psalm zum Erklingen gebracht werden. Erklingen, Erscheinen und Mitteilung haben stets ein Dativ-Objekt. Nichts erscheint oder erklingt an sich, sondern etwas erscheint oder ertönt immer nur jemandem. Dies ist eine weitere didaktische Qualität des Psalters; er ist nicht eine Sammlung vergangener Glaubenszeugnisse; er ist kein Ausdruck theologischer Entscheidungen. Nach Luther ist der Psalter vielmehr ein „Spiegel, der dir zeigen wird, was die Christenheit sei“ (37/104).

Der Psalter tut, was jede Didaktik fordert: Der Lernende wird einbezogen. Der Lernende ist nicht Endabnehmer vorgefertigten Wissens oder lebensweltlicher Deutungen, sondern konstitutiv für die Erscheinung des Gegenstandes. Im Spiegel erscheint ihm, dem Lernenden, die Christenheit. Nicht in der Reflexion des Subjektes, sondern in der Spiegelung des Psalters liegt die lernbare, nachvollziehbare Gestaltwerdung christlicher Religion. Anhand des Psalters beginnt das Subjekt nicht, seine reflektierende Kontingenz als göttliche Notwendigkeit zu deuten; sondern im Psalter wird der Mensch bewegt von der Erscheinung des Heiligen und hingenommen in die lautwerdende Gestaltwerdung Christi. Darum fährt Luther in der Vorrede fort: „Ja, du wirst auch dich selbst drinnen und das rechte Gnothiseauton finden, dazu Gott selbst und alle Kreaturen“ (37/104). Vor dem Psalter reflektiert sich nicht das Subjekt als unbedingt angenommenes, es denkt Gott nicht als Bedingung der Möglichkeit seiner eigenen Selbstannahme, es deutet die Welt nicht als zur Rationalisierung geschaffene Ressource; im Psalter wird der Mensch vielmehr gewandelt zum Christen, die Welt zum Ort Gottes und Gott zum Vater Jesu Christi. Der Psalter bewegt und wandelt.

Das war schon bei Orpheus so. Orpheus spielte nicht auf dem Psalter mit zehn Saiten, sondern auf der Leier, dem altgriechischen Instrument mit sieben Saiten. Spielend verwandelte er das drohende Knurren des Löwen. Ganz zahm wurde der Löwe unter den Klängen der Leier. Orpheus verwandelte sogar den Schatten Eurydikes in eine lebendige Frau von Fleisch und Blut. Auferweckung gehört zu der Geschichte des Orpheus; kein Wunder, dass die frühe Christenheit Christus als Orpheus darstellte.

Die Klänge des Psalters wandeln. Der Psalter ist das Instrument der Bewegung und Wandlung; zunächst verwandelt der Psalter Bewegung in Ton, zehn Töne gibt der Psalter von sich. 150 Töne schlägt der biblische Psalter an. Das Entscheidende an einem biblischen Psalm ist also, dass er einen bestimmten Ton erzeugt. Klang und Ton sind das Grundlegende in der Sprache; die Bedeutung ist abhängig von tönenden Lauten, Selbstlauten und Konsonanten, Mitlauten. Laute kommen ohne Bedeutung aus, Bedeutung aber nicht ohne Laute. Die Vokale benötigen die meiste Stimme für sich und haben am wenigsten Bedeutung; die bloßen Mitlaute dagegen klingen kaum, tragen aber die meiste semantische Last. Musik und Stimme brauchen keine Sprache, aber die Sprache braucht Musik. Im Singen ist die Sprache dem Ton und dem Klingeln untergeordnet; im Schreiben dagegen wird der Sprache die sinnliche Bewegung unterdrückt und der Bedeutung unterworfen. Schreiben und Lesen sind auf Deutung aus; im Singen ist die Sprache ein Instrument, Töne und Klänge hervorzubringen, die bewegen und wandeln. Das Sprechen steht dazwischen.

Der Psalm 27 muss gesprochen werden, soll er nicht singend rezitiert werden. Schüler werden ihn vielleicht der fremden und neuen Erfahrung wegen lieber singen. Auf jeden Fall muss er verlautet werden. Damit werden Entscheidungen notwendig, die beim schulisch normierten Verhalten des Lesens nicht aufkommen: Wie ist ein Psalm zu sprechen? Dramaturgische Fragen der Darstellung werden didaktisch relevant. Der Psalter ist kein beliebig kopierbarer und bearbeitbarer Text, sondern verlangt das bewegte Spiel, die Aufführung.

Eine Weise ist bereits verklungen, die nächste steht an. Gemeinsam lesen alle den Psalm. Dröhnend klingt der Raum vom Psalm wider und nimmt alle in sich hinein. Die Individualitäten sind verschmolzen zu einer hörbaren Macht, die jeden im Raum ergreift. Der einzelne verliert sich dabei, die Bedeutung wird immer marginaler, der Ton dagegen immer beherrschender. Gemeinsam rezitierend sind wir alle dem Psalm hörig; hörend gehören wir beim gemeinsamen Rezitieren dem Psalm.

Wieder hat der Psalm in seinem Verlauten etwas aus der Gruppe des Workshops gemacht. Der Psalter ist ein Instrument der Bewegung und der Raumbildung. Was hat der tönende Psalm mit uns gemacht? Reflexion gehört zum Unterricht. Darum muss gefragt werden: Wie finden wir uns und unsere Welt im Raum des Psalms wieder?

Wie immer die Antworten ausfallen, deutlich wird die fundamentale Nachträglichkeit der Kritik. Kritik, die notwendig reflexiv ist, kommt immer zu spät; das tönende Geschehen, die klingende Gemeinschaft, die sich vollziehende Wandlung, der erlebbare Fluss des Psalms waren uneinholbar zuvor. Reflexion ist immer nachträglich und scheidet darum als Zugang didaktisch aus. Kritik verschafft keinen Zugang zu etwas, sondern lebt von dem, wozu sie keinen Zugang hat. Kritik ist

unfähig zur Kritik, zur Selbstaufgabe ihrer durch stete Repetition verfestigten Haltung der Distanz; Kritik ist unfähig zur Hingabe. Wahrnehmung ist darum die erste religionspädagogische Kompetenz vor der Kritik als der zweiten Kompetenz, soll der Unterricht nicht lernbar zugerichtete Schulreligion konstruieren, sondern gelebte Religion zum Gegenstand haben.

Wahrgenommen haben wir im gemeinsamen Rezitieren eine gewisse Monotonie. Der Psalm wird zum lang gestreckten, alle vereinnahmenden und umschließenden Klangraum. Rhythmus und Abwechslung fehlen. Schnell ist der Parallelismus membrorum benannt. Altorientalische und hebräische Poesie kennen weder Stab- noch Endreim, stattdessen aber den Sinnreim. Zwei Halbverse drücken durch synonyme Wiederholung, durch antithetische Entgegensetzung oder durch synthetische Fortsetzung jeweils ein und dasselbe aus. Sie umschreiben etwas, das sie nicht direkt sagen können. Der Parallelismus membrorum bringt Unausprechliches zur Sprache. So wandelt der Psalm Nicht-Sprachliches in Sprache.

Die Rezitation muss den Parallelismus membrorum beachten. Zwei Gruppen werden gebildet, jede übernimmt einen Stichos aus zwei Halbversen. Abwechslung entsteht; der Psalm erklingt auf zwei Seiten und bildet so einen Zwischenraum. Ein architektonischer Spannungsbogen entsteht zwischen den beiden Gruppen und den jeweils rezitierten Versen. Wie in einem gotischen Gewölbe sind die entgegengesetzten Gruppen, Wände oder Rezitationen miteinander verbunden und sparen ein Drittes, eine Leere zwischen sich aus.

Schwung kommt auf, die Bewegung nimmt Form an. Der Schwung zeigt Rhythmus. Zwischen den beiden Halbversen wendet sich der Schwung um. Die zweite Gruppe übernimmt den vollen Schwung, führt ihn mit dem ersten Halbvers bis zum Wendepunkt, in welchem die Bewegung anhält und der Schwung sich wieder umkehrt, um anschließend mit voller Kraft nach dem zweiten Halbvers auf die andere Gruppe übertragen zu werden. Kein Spalt bleibt dazwischen; es ist der eine Schwung, der nahtlos von der einen Gruppe auf die andere übergeht und sie mitreißt.

Erst nach dem ersten Halbvers, inmitten des Gruppenpensums tritt Ruhe ein. Der Schwung wendet sich, um wieder zurück zu schwingen zur anderen Gruppe, von der er herkam. Im Wendepunkt nach dem jeweils ersten Halbvers hält der Schwung inne, tritt Schweigen ein inmitten der Rede, Leere inmitten der Klangfülle, Ruhe mitten in der Bewegung. Es ist kein Verstummen, kein Ausbleiben von Tönen, sondern ist eine durch Worte und Töne bestimmte Leere, ein beredtes Schweigen, ein durch Etwas ausgespartes Nichts. Die Töne gehen in der Pause über sich hinaus. Darum sind die Pausen nicht nur schöpferisch, sondern sind der Quell der Musik; sie halten die weitere Bewegung in Gang. Wo das Reden nicht aus dem Schweigen kommt, da wird es schwungloses, monotones Gerede, das nichts außer sich selbst zu sagen hat.

Die bewegte Ruhe ist voller Dynamik. Sie ist Zentrum des Schwungs, Auge des Sturms, Grund der Bewegung. Wehe, wenn diese Pause fehlt; dann wird alles schwunglos zum leblosen Lesepensum; dann hätte jeder besser allein für sich den Text überflogen und anschließend über mögliche Bedeutungen diskutiert. Es gäbe dann nichts Neues zu sagen, nichts aufzuführen, zu rezitieren und wiederzuholen. Wir wären dann aber wieder dort, wo wir zu Beginn des Workshops waren, als die

Kritik am Lesen laut wurde. Psalmos heißt begleiteter Gesang. Also darf die Pause zwischen den Gliedern des Parallelismus auf keinen Fall fehlen. Sonst bleibt die Musik nur Geräusch, sonst erlahmt der Schwung, sonst kommt nichts zur Sprache.

Die pausa oder meditatio ist das lautlose Ertönen des unaussprechlichen Gottesnamens. 150 Namen Gottes lässt der Psalter erklingen, ohne einen einzigen zu nennen, geschweige denn zu schreiben. Er umschreibt sie vielmehr in 150 Tönen, die jeweils eine bestimmte Pause zu Gehör bringen. Jeder Psalm bringt auf seine Weise eine bestimmte Leere – oder Fülle – durch seine pausa oder meditatio zum Klingen. Dieses Gesetz bringt der Psalter selbst zum Ausdruck: „Eines hat Gott geredet, ein Zweifaches habe ich gehört“ (Ps 61,12). Das Wort Gottes ist nicht aussprechbar, sondern nur in der durch klingende Worte gebildeten Pause hörbar zu machen. Was Gott redet, kann keiner sagen, sondern wird durch geredete Worte erschwiegen. Nur auf diese Weise bringt der Psalter Gott ins Wort. Der Psalter ist das Instrument der Theo-Logie, der Wandlung Gottes in Sprache. Gott wird im Psalter gewandelt.

Dies ist das definitive Ende des kommunikativen Paradigmas. Mit dem Psalter geschehen Wandlungen und werden nicht Informationen über Gottesbilder und Seelenzustände ausgetauscht. Der Psalter drückt nichts aus, sondern spielt und wandelt. Das Wort Gottes wird nicht vermittelt, mitgeteilt, ausgetauscht, zugesprochen, ausgelegt, angewandt und dergleichen mehr. Verstehen und Missverstehen sind keine Kategorie für das Wort Gottes. Der endlose Regelkreis des Verstehens wird vielmehr durch das beredte Schweigen zielsicher unterbrochen. Unterbrechung ist die kürzeste Definition von Religion. Ohne Unterbrechung kommt keine Religion zustande. Verstandene Religion ist demnach keine gelebte und an ihrem Ort erlernbare Religion, sondern nur eine schulisch konstruierte Unterrichtsreligion.

Am Lernort des Psalters wird man zum Theologen. Schwung und Rhythmus, Aufführung und Darstellung, Instrument und Spiel, Psalter und Rezitation, Klang und Raum werden zu Kategorien des Wortes Gottes. So fangen die religionspädagogischen Theologen erneut an, den Psalm in zwei Gruppen, nun mit obligater Pause zu rezitieren. Der Psalm schaukelt sich auf. Die Gruppen werden in die Schaukelbewegung hinein genommen; der ganze Raum fängt an, sich zu weiten. Die gotische Architektur nimmt diese weitende Bewegung auf und hält sie nach dem Verklingen des Psalms fest. Keine Frage ist es nun, dass alle lieber aufstehen und sich im extremen Gegenüber des Raumes aufstellen. Der Schwung des rhythmischen Tönens des Psalms zwingt dazu. Zum Sprechen gehört das Stehen. Im Stehen ist jeder mehr bei sich, steht mit den Füßen fest auf dem Boden und ist beweglich ausgestreckt mit Beinen, Wirbelsäule und Kopf zur Decke hin. Das Sprechen gründet sich tiefer als gedacht und geht höher hinaus als gewollt. Zum Glück tagt der Workshop in einem eingewölbten Raum; das passt exakt zur menschlichen Figur im Rhythmus des Psalms.

Orpheus singt, der Psalter klingt. Beide kommen ohne Leib nicht aus. Das Instrument des Psalters verlangt die Bewegung des Leibes. Indem der Leib den Psalter bewegt, bringt der Psalter den Leib in Bewegung. Der Leib beginnt zu klingen, wenn er den Psalter spielt. Teil des Psalters wird der Leib, indem er Resonanzraum des Psalms wird. Der Psalm erklingt im fremden Leib, der eigene Leib erklingt mit dem fremden Psalm. Gastfreundschaft entsteht; der Psalm findet eine Herberge; das Wort wird

Fleisch. Inkarnation wird am Psalter nicht als Satz gelernt, sondern am eigenen Leib erlebt und erst als Erlebnis in den Referenzrahmen der Christologie gestellt, um zu einer reflektierten, religiösen Erfahrung zu werden.

Menschwerdung geschieht im Raum des unhörbar ausgesprochenen Gottesnamens, Anthropologie birgt sich in der Theologie. Die Rezitation verleibt den Psalm, gibt ihm einen lebensweltlichen Ort und die lebensbestimmte Zeit von Atemzügen, Pulsschlägen und Tagesformen. Schülerorientierung ist nicht die sekundäre Dimension historischen Unterrichts, ist auch nicht die primäre Perspektive eines ehemals problemorientierten und nun subjekttheoretischen Unterrichts, sondern ergibt sich von selbst bei der unterrichtlichen Begegnung von Fremdem und Eigenem im leibhaften Spiel des Psalters. Am Lernort des Psalters werden die Schüler leibhaftes Subjekt. Wo das Wort Fleisch wird, sind es die Subjekte allemal.

Der Rhythmus des Psalms nimmt uns mit unseren Eigenrhythmen in sich hinein. Überschneidungen und Verstärkungen entstehen; eine Gestalt bildet sich heraus. Unsere Gestalt der christlichen Religion ist es, die sich aus dem Spiel des Psalters ergibt. Es ist keine gewusste, auf Lernbarkeit zerlegte und schulisch rekonstruierte Textreligion, die sich hier zeigt, sondern die im Workshop erlebte und durch unsere Bewegung mittels des Psalters hervorgebrachte christliche Religion.

Leibhaftigkeit des Subjektes, Schülerorientierung, lebensweltliche Kontextualisierung des Unterrichtes sind das Gegenteil einer Didaktik, die die Lernenden isoliert und im Lernen von Sachverhalten zunehmend das Lebensgefühl abstrakter Identität vermittelt. In Luthers Vorrede zum Psalter ist darum zu lesen: „Denn ein menschlich Herz ist wie ein Schiff auf einem wilden Meer, welches die Sturmwinde von den vier Himmelsrichtungen der Welt hertreiben“ (36/100). Das Subjekt ist nicht ein ausdehnungsloser Punkt, sondern ein rhythmisch schlagendes Herz im Leib, ein Schiff auf dem windbewegten Meer. Von übermächtigen Kräften getrieben zu werden, ist die Situation des Menschen. Der Mensch ist in der Welt, oder er ist nicht. Das freie, weltlose Subjekt ist eine Abstraktion, die noch in ihrer gezielten Flucht die Situationsbehaftung des Menschen bestätigt.

Der Psalter ist dasjenige Instrument, mit dem das Schiff in die richtige Position manövriert werden kann, sodass es mitten in bewegter See zur Ruhe kommt. Nach Luther ist „das meiste im Psalter [...] solch ernstlich Reden in allerlei solchen Sturmwinden“ (36/102). Der Psalter steuert das Schiff so, dass es nicht kentert und von der See verschlungen wird. Vielmehr bewirken die verschiedenen Manöver des Psalters, dass das Schiff ein lebbarer Ort auf See bleibt, ein Haus über dem Abgrund, eine Heimat inmitten der Fremde, ein Land im Wasser. Die Heterotopie des Psalters lässt das Schiff heterotop sein und bewahrt es vor der Isotopie des Chaos. Gelebte Religion wird zum Ort des Menschen.

Der Psalter ist das Instrument der Wandlung. Selbstbestimmung, das „rechte Gnothiseauton“ ist ohne Heterotopie und spiegelnde Unterbrechung nicht zu haben. Darum liegt didaktisch alles am Lernort des Psalters, der nur im Abstand von der schulisch vertexteten Unterrichtsreligion zu begehen ist. Schülerorientierung ohne heterotopen Lernort betreibt – gegen das eigene Programm – nivellierende Anpassung an den übermächtigen Strom der Zeit.

Das Instrument des Psalters ist aus didaktischen Gründen für den Unterricht christlicher Religion unentbehrlich. Auch historische Gründe sprechen dafür: Von Anfang an haben Christen ihr Christentum am Psalter gelernt. Im Neuen Testament ist das meist zitierte Buch der Alten Schriften eben der Psalter. Psalmen gaben die Form für die Passionsgeschichte der Evangelien. Der tägliche Gottesdienst der Kirche ist von Psalmen strukturiert; das Proprium des evangelischen Gottesdienstes war der Gemeindegesang deutscher Psalmlieder. Historisch ist die Vermutung unumgänglich, der Psalter müsse ein für die christliche Religion hervorragender Lernort mit besonderer Dignität sein.

Die Dignität dieses Lernortes besteht nach Luther darin, dass in der Schule des Psalters wie sonst nirgends Glaube gelernt und Rechtfertigung geübt und gestärkt wird. Kein Gottesdienst kommt darum ohne Psalter aus. Der Unterricht kann auf diesen Lernort folglich nur zu dem Preis verzichten, dass er den Glauben zur unerschwinglichen Voraussetzung des Denkens macht und somit Gott und Rechtfertigung als Bewusstseinsinhalt identifiziert. Damit aber wäre die Lebenswelt unterrichtlich ausgeblendet; der Unterricht in Religion führte folglich in erweckter Tradition zur Verengung gläubiger Innerlichkeit. Der Lernort des Psalters bringt dagegen die Weite der Lebenswelt wie der gelebten Religion gleichermaßen zu Wort.

#### Literatur

LUTHER, MARTIN, Münchener Ausgabe 6, 39 (WDtB 10 I, 588).